

Deutschen Rundschau

Nr. 46. Bromberg, den 25. Februar 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.

(10. Fortsetzung.)

III.

Alexander Huene wurde bald eine bekannte Erscheinung in der Berliner Gesellschaft. Sein vornehmes, sicheres Auftreten verschaffte ihm viele Sympathien. Und vor allem umgab ihn die bekannte Kapitalkraft seiner Bank mit einem geheimnisvollen Nimbus. Angesehene Geschäftsherren ließen sich ihm vorstellen und hofften so, etwas über die Absichten der Bank in Berlin zu erfahren. Die Zurückhaltung, die Huene wohl oder übel üben mußte, fanden sie durchaus verständlich und waren nur neugierig auf den ersten großen Schlag, welchen die Bank in Berlin führen würde.

In den Kontorräumen Unter den Linden war es mittlerweile auch lebhafter geworden. Glücksritter aller Art zogen an Felicitas vorbei in das Chefkabinett zu Alexander Huene. Leute von dunklerer Hautfarbe, tiefschwarzem glattgekämmten Haar, mit übertriebener Eleganz gekleidet, Leute, welche ein kokettes Seidentüchlein in der äußeren Brusttasche ebenso sicher spazierenführten wie große Diamanten an den Fingern, die auf den Boulevards in Paris oder Bukarest ebenso zu Hause waren, wie in den Cafés in der Friedrichstraße oder auf der Marszalkowska in Warschau. Gewandte, aalglatte Herren, die heute Petroleumfelder mit ungeahnten Ausbeutungsmöglichkeiten anboten, morgen einen Häuserblock „an der Hand" hatten und übermorgen zu einer glänzenden Spekulation des schwankenden Frank verhelfen konnten.

Alles Leute, die nie säeten und doch immer ernteten.

Und Petroleumfelder mit ungeahnten Ausbeutungsmöglichkeiten boten sie an. Nur ein kleiner Spesenvorschuß von nur wenigen tausend Mark wäre nötig, und die Sache würde unbedingt glatt gehen . . .

Mit lächelnder Deutlichkeit entließ sie Alexander Huene.

Da eines Tages kam es bescheiden herein. Ein Deutscher. Schon hoch in den Fünfzigern. Ingenieur. Schon halb und halb abgekämpft in der Gegenwehr gegen polnische Liquidationsbestrebungen. Noch von der Vorkriegszeit her besaß er in der Erdölgegend Galiziens ein kleines Ölfeld. Die begonnene Ausbeute hatte der Krieg zerstört. Um sie wieder aufzunehmen, fehlten Kurt Borchert — so hieß er — die Mittel. Pläne, Eigentumsausweise, geologische Gutachten legte er vor.

Und Alexander Huene fuhr mit ihm hinüber nach Galizien. Und von der letzten Bahnstation ab fuhren sie in einem Bauernwägelchen durch die in dem ausgehenden milden Herbst schon grundlos gewordenen Wege. Meilenweit, Stunde um Stunde. Selten tauchte durch den fein stäubenden Regen eine ärmliche Hütte auf. Noch seltener ein Haufen strohgedeckter, zusammengeduckter Gehöfte, ein Dorf.

Endlich spät in der Nacht erreichten sie einen kleinen ukrainischen Bauernhof. Und am anderen Morgen stapfte Alexander Huene im Schafspelz und langen Stiefeln durch die aufgeweichte Erde. Einige Bohrtürme standen da, schon stark zerfallen. Und er prüfte, was noch zu prüfen war, fand die Angaben Borcherts bestätigt. Und drüben gen Norden sah er durch die Trübe des Tages schon neue Bohrtürme einer französisch-polnischen Gesellschaft wachsen.

Von der nächsten Telegraphenstation depeschierte Alexander Huene nach Amsterdam. Und dann trafen sie in Wien van Hoeven.

Van Hoeven schien in seiner lächelnden, wortkargen Art sehr zufrieden. Die Gründung einer galizisch holländischen Gesellschaft wurde beschlossen. Kurt Borchert konnte seinen gefährdeten Besitz in die Gesellschaft einbringen und auf seinem Grund und Boden als Direktor dieser Gesellschaft seine Arbeit wieder aufnehmen.

Als sie dann auf dem Bahnhof in Wien standen und auf den Zug warteten, der Huene nach Berlin zurückbringen sollte, standen dem versorgten, in dem Kampf um sein Eigentum rasch gealterten Borchert die Tränen in den Augen: „Wie soll ich Ihnen danken, lieber Herr Huene!"

Huene lächelte: „Wozu Dank? Es war ein glattes Geschäft, das ich meiner Firma zuführen mußte und auch mit reinem Gewissen konnte. Aber wenn es mir einmal schlecht gehen sollte, lieber Borchert, und Sie sind obenauf, dann können Sie mir helfen."

„Das will ich, Herr Huene. Aber gebe Gott, daß es nicht notwendig würde."

Noch ein rascher Händedruck von Mann zu Mann, und Alexander Huene stieg in den Wagen. Tiefbefriedigt, das erste Geschäft für seine Bank unter Dach und Fach gebracht zu haben.

Als er dann am nächsten Tag seine Geschäftsräume betrat und der Page Fritz stramm stand, die Hand bekam und vorn umkippte in einem tiefen Diener wie ein zuklappendes Taschenmesser, da trat ihm auch Felicitas Böse entgegen. Ein zartes Rot lag auf ihren Wangen, und in den Augen schimmerte es weich wie in verhaltener Freude.

Und da er ihr die Hand zum Gruße reichte, sagte sie lächelnd: „Darf ich zum ersten großen Erfolg gratulieren?!"

Er stutzte. Welchen Erfolg konnte sie meinen?! Die Sache in Wien war doch nur ihm bekannt. Und so fragte er: „Welcher Erfolg, Fräulein Böse?!"

Sie wurde rot, sehr rot sogar. Und nun bemerkte er, wie gut seiner Mitarbeiterin doch das Rotwerden stünde. Sie aber griff einige Zeitungen von ihrem Schreibtisch und zeigte sie ihm. Es waren die Abendblätter des vorhergehenden Tages. Und im Wirtschaftsteil dieser Zeitungen standen große fettgedruckte Telegramme aus Amsterdam, daß die „Allgemeene Handelsbank von Amsterdam", die sich neuerdings stark für Erdölunternehmungen interessiere, nunmehr durch Vermittelung ihrer Berliner Vertretung im galizischen Erdölgebiet durch Gründung einer neuen Gesellschaft festen Fuß gefaßt habe.

Die Telegramme machten ihn nachdenklich. Gewiß, der Erfolg war da. Aber er fand den Inhalt der Telegramme übertrieben. Und er fragte sich vergeblich, was eigentlich an Plänen hinter der wortkargen Gestalt van Hoevens und seiner Bank steckte.

IV.

Unter lachendem blauen Himmel, wo die Wellen des Mittelmeeres, mit leichtem, weißem Schaum gekrönt, an das Ufer der Riviera schlagen, in Mentone, fliegen die Bälle.

Zwei weißgekleidete Mädchengestalten huschen über den braunroten Grund des Tennisplatzes, flink wie Eidechsen, in Spiel und Gegenspiel: Daisy Kirk und Maud Hill, die Freundinnen von der „Olympic".

Erregung durchzittert die Reihen der Zuschauer auf den Tribünen. Es geht um die Meisterschaft der Riviera. Und das Spiel steht gut für Maud Hill. Sie führt schon im zweiten Satz nach 6:3 und 5:1.

Jetzt wechseln die Plätze und Daisy sucht am Netz Maud zu begegnen.

„Nun aber Revanche, Maud!" sagte sie leise.

„Wofür?!" In stolzer Erregung blitzt es aus den grauen Augen Maud Hills.

Aber die andere lächelt verborgen: „Revanche für die Entführung des netten Deutschen damals auf der „Olympic!"

Maud Hill lacht nur kurz und spöttisch auf. Aber auf einmal steht das Bild Alexander Huenes wieder vor ihr, wie so oft in den letzten Wochen, und macht sie unsicher.

Das Spiel fliegt. Daisy Kirk hält ihr Wort. Der zweite Satz endet mit 6:8 für Daisy Kirk.

Wie ein Bann liegt es auf den Tribünen. Und immer wieder eintönig erklingt die Stimme des Schiedsrichters: „Einstand . . . Vorteil . . . Spiel . . .!"

Daisy Kirk führt schon lange. Jetzt noch ein Spiel. Ein hartnäckiges Spiel. „. . . Vorteil für Miß Kirk!"

Nun noch ein Ball. Vielleicht der letzte, die Entscheidung? Daisy Kirk gibt. Alle Muskeln, jeder Nerv gespannt wartet Maud Hill. Langsam hebt Daisy den Schläger.

Da! Ein blendender Sonnenstrahl. Abgelenkt zur Tribüne fliegt der Blick Maud Hills. Und es will ihr scheinen, als ob dort — „Huene!" ruft sie unwillkürlich aus.

Daisy Kirks Ball kommt. Tief, schleichend. Maud Hill faßt ihn. Unsicher, mit halber Kraft, schlecht pariert, saust er in das Netz.

„Spiel! — Satz! — Sieg für Miß Kirk!"

Man tobt Beifall: Daisy Kirk ist Tennismeisterin der Riviera.

Und unter dem Beifallssturm für Daisy steht wie betäubt Maud Hill. Auf der Tribüne aber, dort, wo sie Alexander Huene auf einmal erschaut haben wollte, sitzt die nichtssagende Gestalt eines jungen Mannes.

Es fröstelt sie unter dem warmen Himmel Mentones. „Das war die Revanche!" sagt sie leise vor sich hin.

Doch sie reißt sich zusammen, geht zum Netz und reicht ihrer Freundin und Gegnerin die Friedenshand. Da sagt Daisy leise, ein wenig mitleidig: „Wenn es dich interessiert . . . Er ist jetzt in Berlin, der Deutsche."

Brüsk wendet Maud Hill sich ab.

*

Der klare Dezembertag, an dem in Mentone Maud Hill unterlag, wurde ein Wendetag auch im Leben Alexander Huenes.

Als er in seinem Arbeitszimmer die Notizen der Morgenzeitungen durchgesehen und Felicitas einen kurzen Bericht für Amsterdam diktiert hatte, schrillte der Fernsprecher.

Legationsrat Larßen meldet sich: „Hallo . . . Huene, Sie dort?!"

„Jawohl, Larßen! Guten Morgen. Was bringen Sie heute Gutes?"

„Also, Huene, hören Sie mal gut zu und passen Sie schön auf! Übrigens zunächst: wie macht sich Ihre kleine, böse Fee?"

„Hat sich blendend eingearbeitet. Ich könnte mir keine bessere Mitarbeiterin wünschen . . ."

„Prachtvoll! Das macht mir Mut, noch einmal den Mittler zu spielen. — Also, Huene: Da spukt seit einigen Wochen in der diplomatischen Welt eine moskowitische Botschaftsrätin herum. In Moskau gibt es ja schon so etwas. Nicht angeheiratet, aber leider doch verheiratet —"

„Wie heißt sie denn?"

„Nee, Huene! Nur nicht zu schnell. Für die Überraschung muß auch etwas übrig bleiben. Also die diplomatische Welt steht Kopf. Denn schön ist sie. Schön wie die Versuchung . . ."

„Also Agitatorin?"

„Nein, Huene! Dazu ist sie viel zu schade, und die Moskowiter sind viel zu klug, sie dafür zu verwenden. Aber irgendeinem Verhandlungspartner den Kopf schwer und das Herz leicht zu machen, dazu ist sie gewiß ausersehen. Darum Vorsicht, Huene!"

„Warum Vorsicht, Larßen?"

„Mein Gott, Huene, nicht so schnell. Sie werden früh genug alles erfahren. Also diese Botschaftsrätin, die übrigens aus einer alten, guten russischen Familie stammt und sich mit den neuen Machthabern ausgesöhnt hat, hat erfahren, daß irgendeine neue holländische Bank sich für Naphthagebiete interessiert. Das könnte doch nur Ihre Bank sein, Huene!"

„Danke, Larßen, daß Sie an mich gedacht haben!"

„Schön! Also ich habe dieser Botschaftsrätin versprochen, sie mit dem Vertreter bekannt zu machen. Ihren Namen habe ich aus bestimmten Gründen noch nicht genannt, weil ich nicht wußte, wie Sie darüber denken. Morgen bitte, um halb vier Uhr fahren Sie mit Ihrem Auto bei mir vor, ein paar dezente Blumen vergessen Sie nicht mitzunehmen — die großen Körbe können Sie später hinterherschicken — und dann fahren wir mit der Gefährlichen nach Dahlem hinaus . . ."

„Sie sind liebenswert wie immer, Larßen!"

„Schon gut, Huene. Wenn Sie den Moskowitern den halben Kaukasus werden abgeknöpft haben, dann können wir ja weiter darüber sprechen. Vorläufig auf morgen, Huene!"

„Tausend Dank, Larßen, auf morgen . . ."

Huene hing den Hörer an. Eine seltsame Erregung kam über ihn: morgen sollte er der Vertreterin des Landes gegenüberstehen, das früher seine Heimat gewesen und aus der man ihn vertrieben hatte. Ein Widerwillen stieg in ihm auf: ob er doch lieber nicht diese Zusammenkunft noch absagen sollte?! Dann aber überlegte er, daß er verpflichtet war, seiner Firma jedes mögliche Geschäft zuzuführen, und so ließ er es bei seiner Zusage.

Der Page Fritz brachte in diesem Augenblick eine Besuchskarte herein: die Karte eines bekannten Juweliers aus der Friedrichstraße. Alexander Huene zog die Brauen zusammen. Er war sich nicht bewußt, irgendeine Verbindung mit dem Geschäft zu haben, und Schmuckstücke zu erwerben, daran dachte er nicht. Aber er ließ schließlich den Herrn bitten.

Und dann saß in dem Armstuhl ein gepflegter älterer Herr, der höflich bat, sich eines Auftrages entledigen zu dürfen.

„Eines Auftrages?" fragte Huene erstaunt. „Ich wüßte nicht, um welchen Auftrag es sich handeln könnte!"

Der Juwelier antwortete nicht gleich. Aber entnahm seiner Brieftasche ein kleines, zierliches, geschlossenes Billett, das er Huene sehr feierlich überreichte. Weiter suchte er dann in der Brusttasche seines Rockes und brachte ein Etui hervor. Ein Etui, länglich und schmal, das er mit einer wahren Andacht öffnete. Und auf blauem, seidigem Grund glänzte Alexander Huene eine Krawattennadel entgegen. Eine zarte, wunderschöne, sanft schimmernde Perle bildete den Knoten eines zierlichen, feingearbeiteten Monogramms aus Brillanten.

Huene runzelte die Stirn: „Ich habe wirklich daran kein Interesse," wehrte er ab.

Der Juwelier lächelte: „Das Billett in Ihrer Hand dürfte Ihnen darüber Aufschluß geben, Herr Baron!"

Erstaunt, widerwillig, unangenehm berührt öffnete er das Billett. Ein kleines Kärtchen fiel heraus. Und darauf stand in herben, lateinischen Schriftzügen: „Zum Andenken an eine rasche, gute Tat und als Dank dafür. Mentone, im Dezember. Maud Hill."

(Fortsetzung folgt.)

Treu und dennoch...

Skizze von **Claude Gevel.**

(Berechtigte Übertragung von **Annie Kronen**).

Zwanzig Jahre waren vergangen, seit Doktor Robert seine Frau verloren; immer noch hielt er die Erinnerung an die beiden glücklichen Ehejahre lebendig. Nichts hatte ihn von seinem Kummer ablenken können. Er wollte auch gar nicht abgelenkt sein.

Doktor Robert war ein Original. Im Sommer ging er ganz weiß gekleidet, im Winter völlig schwarz. Während zur Sommerszeit Staub und Flecken dunkle Spuren auf seinem Anzug verursachten, war er im Winter weiß getigert. Er war so kahl, daß niemand sich vorstellen konnte, er habe je einen Haarschopf gehabt; dazu ohne Bart. Seine runzelige Haut war wie gegerbt. Der Kopf steckte ihm so tief zwischen den Schultern, daß er mit einem verschreckten Huhn Ähnlichkeit bekam. Seine Kleidungsstücke hingen um den ausgemergelten Körper wie bei einer im Feld aufgestellten Scheuche. Zum Ausgleich seines kleinen Wuchses eilte er mit hastigen, übergroßen Schritten über die Straßen. Doch seine Augen hatten einen guten Ausdruck; blickte man in sie, so erkannte man, welch mitfühlender, reger Geist die Umwelt in sich aufnahm.

An der Tür seines Hauses bezeichnete ein auffallend heller Fleck, daß hier wohl ein Schildchen befestigt gewesen war. Eines Tages fiel es herunter und wurde niemals ersetzt. Wozu auch? Es gab keinen Menschen im Städtchen, der nicht wußte, wo Doktor Robert wohnte, zu welcher Zeit er Sprechstunde hielt.

Die einzige Luxusausgabe, die er sich gestattete, waren Blumen, die er allmorgendlich unter das Bild seiner geliebten Frau stellte.

Seit zwanzig Jahren hatte er nicht den Mut gehabt, den Schrank zu öffnen, in dem er seine Liebes- und Jugendandenken verwahrte. Eines Abends, als die Einsamkeit zu schwer auf ihm lastete, entschloß er sich dazu. Die Päckchen Liebesbriefe von Angéline Robert waren von Seidenbändern zusammengehalten, die ehemals rosa geleuchtet hatten. Eines dieser Bündelchen fiel in eine Schachtel, die er deshalb herausnahm. Sie war mit getrockneten und etikettierten Insekten angefüllt. Die riefen die Erinnerung an Wanderungen, an die Bewunderung der Zickzackflüge der schillernden Wesen, an die Siegerfreuden beim glücklichen unversehrten Fang wach. Doktor Robert blieb einen Augenblick in Betrachtung versunken. Das war seine erste Untreue: dieser ablehnende Gedanke, der in seine treuherzige Seele glitt. Er ließ ihn sich einnisten, während er den Sicherheit gebenden Anblick eines kindlichen Vergnügens genoß.

Angéline war aber ein furchtbarer Nebenbuhler erwachsen. Immerhin beschritt Doktor Robert nicht völlig blind den blumigen Pfad des Verrats. Er suchte Milderungsgründe zu beweisen, sagte sich, das Bild der Verewigten begleite ihn auf den Jagden nach Schmetterlingen, den bunten Boten, die zwischen der Erde und dem azurblauen Himmel gaukelten, in dem zweifellos Frau Robert weilte. Angélines bestes Bild hatte er an der Wand des Raumes befestigt, in dem er die winzigen Mumien ordnete, klebte, etikettierte — so präsidierte sie seinen Arbeiten.

Aber mehr und mehr verwischten sich die abgeblaßten Farben des Bildes vor den Rost- und Kupfertönen einer Schmetterlingsart, den wie kostbare Steine blitzenden einer anderen, dem satten Schwarz einer dritten, den wie zu einem Kostümfest der Lüfte in gold, rot und grün schillernden Flügeln einer vierten Gattung. Zweifellos klang Doktor Roberts Stimme nicht sanfter, wenn er Angélines Namen vor sich hin flüsterte, als wenn er die dem antiken Sagenkreis entlehnten Namen Chryseis, Feronius oder wohl gar Eos aurora nannten.

Bislang jedoch teilte sich die treue Seele des Doktors gleichmäßig zwischen der Trauer um die Vergangenheit und neuer Freude. Leidenschaft sollte jedoch dieses Gleichgewicht stören. Wie immer entstieht sie aus einem unbefriedigten Wunsch, in diesem Fall durch einen Brief mit geheimnisvollem Stempel. Ein überseeischer Gelehrter, dessen Unterschrift eine imponierende Reihe von Titeln krönte, bat Doktor Robert, ihm einen Cerambyx Augustus zu schicken. Aus einem alten Buche habe er ersehen, daß dieser Schmetterling auf den bewaldeten Höhenzügen der Heimat Roberts vorkomme. Doktor Robert erblaßte. Er kannte den Cerambyx Augustus nicht. In einem Katalog fand er die Beschreibung: grün und gelb: rote Füßchen, geriefter Rücken, ungewöhnliche Größe. Ferner war gesagt, daß nur noch sehr wenige Spezimen dieser Schmetterlingsart anzutreffen seien.

Es war im Hochsommer. Doktor Robert floh der Schlaf. Vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung durchmaß er in fliegender Aufregung die wildesten Teile der Bergketten, achtete gleichzeitig auf den Himmel, den Boden, Zweige und Lichtungen. Diese unvernünftigen Wanderungen nahmen seine ganze Denkkraft in Anspruch. Ohne daß er es wahrnahm, nistete sich naseweiser Staub in den Rahmen um Angélines Bild, die Reste der zuletzt von ihm darunter gestellten Blumen vertrockneten in der Vase.

Eines Tages beschloß Doktor Robert, den wegen seiner Gefährlichkeit selbst von geübten Kletterern gefürchteten Malletorne zu besteigen. Jäh und steil ragte der Berg inmitten schwarzer Tannen auf und wirkte wie ein Schrecken in der sonst lieblichen Gegend. Junge Draufgänger begaben sich nie allein auf diese Wanderung. Kurz vor dem Gipfel zweigte ein schmaler Pfad ab. Doktor Robert zögerte, weiter zu gehen. Er hätte schwören mögen, daß wohl niemals die leuchtenden Farben eines Schmetterlings über diesem wie tot wirkenden Gestein gaukeln würden. Da flammte plötzlich etwas Gelbgrünes im Fluge vor ihm auf, setzte sich gleich darauf fast in Reichweite seiner Hand auf ein Felseckchen, auf dem kein Grashalm wuchs: es war der Cerambyx Augustus.

Mit unhörbaren Schritten näherte sich Doktor Robert der Stelle. Allein, ungeschützt. Das Tierchen schien ihn zu erwarten, entfloh aber, als der Mensch es beinahe erreicht hatte, um in einiger Entfernung wieder seine schönen Flügel in Ruhestellung auszubreiten.

Der Schmetterling hatte sich jedoch in der Klugheit der Menschen geirrt. Leidenschaft und Torheit waren ihm unbekannt. Doktor Robert ließ sich auf den Erdboden fallen, streckte eine Hand aus, um die Beute zu fangen, versuchte mit der andern, sich am Gestein anzuklammern. Der Vorsprung brach ab. Doktor Robert glitt von Klippe zu Klippe, rollte in die Schlucht . . .

Hier wurde er am Abend aufgefunden. Noch atmete er. Wiederbelebungsversuche hatten soweit Erfolg, daß er den Kopf heben konnte. In seinen Augen leuchtete der gute, etwas erstaunte Blick. Er streckte den Arm aus, öffnete die Hand vorsichtig: Der Cerambyx Augustus war erstickt, aber nicht beschädigt.

Nun murmelte der tödlich Verletzte wie immer zwar „Angéline“, doch sein letzter Blick galt dem gelbgrünen Schmetterling; so starb er glücklich und untreu.

Wanka.

Skizze von **W. v. Bosenstein.**

Wanka, das ist Hans, ein braver Bauerngaul weit hinten im Guskinischen Urwald, stand zufrieden im Stall und Dienst seines Herrn, der ein alter Söffel war. Er, Stjepan Dimitrijewitsch, hatte das übliche Blockhaus nebst Scheune und Stall, zwei Kühe, ein paar Schweine und Schafe, und man konnte ihn also als immerhin wohlhabend bezeichnen. Agrafena, sein Ehegespons, liebte es, andauernd zu schimpfen, er fand also, daß es gleichgültig wäre, ob er nüchtern oder bezecht nach Hause käme, und wählte somit das letztere.

Hin und wieder pflegte er seine Autorität als Hausherr allerdings in recht drastischer Weise geltend zu machen, und was dann kam, spielte sich jahraus, jahrein in derselben Art und Reihenfolge ab, so daß wir es einmal für alle Male berichten können.

Agrafena rannte nach der Exekution heulend zum Popen und klagte ihm ihr Leid: „Bedenke, Väterchen“, sagte sie immer wieder, „welch ein Lüderjan er ist! Schon wieder hat er die ganze Barschaft in der Kreisstadt versoffen!“ Der Pope beruhigte sie stets, so gut es ging, und setzte ihr schließlich ein Gläschen voll feinen Wodkas vor — „zum Trost“, wie er sagte. Derweilen schnarchte Stjepan nach

rühmlich vollbrachter Mannestat auf dem Ofen wie eine Brettersäge. —

Die Heimgekehrte setzte sich an den Herd und schimpfte aus Gewohnheit noch ein bißchen vor sich hin. Ein leises Wiehern ertönte nach einer Weile vom Hof. Dann kamen schwere Tritte die drei Stufen zur Veranda herauf, und es donnerte gegen die Tür.

Erschreckt sprang die Frau empor und öffnete. „Ach du grundgütiger Himmel! Nun hat der Kerl wieder einmal das Pferd nicht ausgespannt!“ Auf der Veranda stand nämlich Wanka.

Agrafena schirrte Wanka ab und — schon hob er Kopf und Schweif und brauste laut wiehernd zum hinteren Pförtchen hinaus auf das Feld. Lau wehte der Abendwind, und die ersten Nebel stiegen. Noch eine halbe Stunde lang tobte der übermütige Gesell auf dem Felde umher, dann begann er zu grasen.

Morgens früh sollte er eingefangen werden. Das war jedoch leichter gesagt als getan. Wanka ließ Stjepan auf drei Schritte herankommen, dann sauste er im Galopp davon, beschrieb in voller Karriere eine Ehrenrunde um seinen Herrn, gleichsam als ob er ihm die Bewegung in der frischen Morgenluft so recht herzlich und deutlich empfehlen wolle — und lief in schlankem Trab zum offenen Hoftor hinein. Dort stellte er sich seelenruhig mit dem unschuldigsten Gesicht in die Gabel.

Während Agrafena das Pferd einspannte, näherte Stjepan sich unter den fürchterlichsten Drohungen. Nachdenklich blickte Wanka ihn an, und als er ganz heran war, fuhr ihm die weiche Schnauze unversehens ins Gesicht.

Da schmolz der Zorn des im Grunde gutmütigen Mannes. Leise streichelte die schwielige Hand den dicken Hals und etwas wie „Brüderchen, gutes“ entfuhr dem zottigen Gestrüpp seines Bartes. Dann ging es in flottem Trab der Kreisstadt zu.

Der Weg war lang, der Tag heiß, und unterwegs lockte gar manches Wirtshaus. Vor jedem blieb Wanka stehen — er kannte seine Pappenheimer . . . Je näher sie der Stadt kamen, desto unsicherer wurde die zügelführende Hand. Endlich nach dem letzten Wirtshaus schnarchte es unter den Bastmatten. Doch ruhig ging der Gaul seinen Weg, wich jedem Gefährt aus und schwenkte, geschickt die Löcher im Pflaster vermeidend, in die Ausspannung ein.

Ein energisches Wiehern rief den Hausknecht herbei. Der wußte schon bescheid, und bald waren Bauer, Wagen und Pferd untergebracht. —

So ging es manches liebe Jahr. Dann kam ein Tag, den der Bauer und sein Weib nie wieder vergaßen.

Es ist ein klarer Wintermorgen. Wieder einmal zuckelt das Paar der Stadt zu; leicht gleitet der Schlitten über die weiche Decke, und übermütig schnaubt das Pferd.

Es wird recht spät, ehe man sich auf den Heimweg macht. Der Bauer lallt etwas Unverständliches, sackt zusammen und vergräbt sich in das Schlittenstroh. Unheimlich und hohl heult der Wind durch die Tannen. Dann setzt ein Schneegestöber ein, von dem man noch lange spricht.

Höher und höher steigen die weißen Massen, es weht und wirbelt um den Schlitten, und angstvoll schnaubt das Pferd. Oft bleibt es stehen, beriecht den Weg, weicht manchmal rechts, manchmal links ab und schleppt den leichten Schlitten mühselig durch den nunmehr bauchtiefen Schnee. Es ist, als führe ein Schiff in hoher Seenot.

Jetzt bleibt das Tier stehen, hebt den Kopf und wiehert laut und gellend. Dann streckt es ihn lauschend vor. Nach einer Weile setzt es den Weg fort.

Rabenschwarz senkt sich die Nacht hernieder, und noch immer kämpft sich das treue Geschöpf, in eine Dampfwolke gehüllt, durch die Wjuga. Spitze Eiskristalle dringen ihm in Nüstern und Ohren. Es muß sich oft schütteln und immer öfter stehen bleiben.

Endlich, nach langen, schweren Stunden donnert etwas gegen das geschlossene Tor der Bauernhütte. Agrafena, die sich soeben zum zehnten Male vom Gottesbild erhoben hat, vor dem sie kniend um Hilfe betete, springt schnell auf und eilt hinaus. Der Sturm reißt ihr die Tür aus der Hand und schlägt sie zu, daß das Haus erbebt. Mühsam arbeitet sie sich zum Tor hinüber, dessen Flügel sie kaum zu öffnen und fest zu machen vermag.

Ein dunkles Etwas ragt aus dem Schnee. Sie tritt näher und erkennt den Kopf Wankas. Rasch bückt sie sich nieder, und das gestürzte Tier versucht sich zu erheben, sinkt aber mit leisem Schnaufen zurück. Es beschnüffelt die harte Hand Agrafenas — dann geht ein Ruck durch seinen Körper, und es rührt sich nicht mehr.

Entsetzt wirft die Frau sich über den Schlitten; mit halb erfrorenen Händen wühlt sie die Schneemassen beiseite und reißt das Stroh auseinander. Da tönt ihr das regelmäßige Schnarchen des Bauern entgegen.

Er ist sehr erstaunt, so wenig sanft aus dem Schlafe geweckt zu werden — denn wütend schüttelt sie ihn wach und schilt unter Tränen auf ihn ein. Als er endlich begriffen hat, wo er sich befindet und was geschehen ist, sind die Geister des Alkohols wie der Blitz verschwunden, und traurig steht er vor seinem toten Freunde. Dann geht er still in die Hütte.

Die ganze Nacht über sitzt er im Winkel und starrt vor sich nieder. Am Morgen hackt er mit Mühe eine tiefe Grube hinter der Scheune und rührt Tags darauf keinen Bissen an.

Gewiß — es war nur ein Pferd . . . aber von dieser Stunde an trank der Bauer keinen Tropfen mehr, und seltsamerweise gab Agrafena ihm nie wieder ein böses Wort.



Bunte Chronik



* **Kanalschwimmen als Familienveranstaltung.** Nach den Großtaten der Ederle und des deutschen Meisterschwimmers Vierkötter in der Überquerung des Ärmelkanals mit der Kraft ihrer Arme und Beine wird die Kanalschwimmerei zu einem Familien-Unterhaltungsspiel. Frau Eva Coleman trainiert beispielsweise jetzt für die Kanaldurchschwimmung in Begleitung ihrer achtjährigen Tochter. Beide schwimmen in der Tat sehr gut. Sie wollen aber die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich lenken, die ihnen sicher wäre, wenn die Mutter mit ihrer Achtjährigen das große Werk vollbringen könnte. Es will uns jedoch scheinen, als ob nicht nur die Tierschutzvereine in England Berechtigung zum Einschreiten gegen Mißbrauch wehrloser Lebewesen hätten.

* **Die Zusammensetzung der Bevölkerung nach dem Geschlecht** hat sich durch den Krieg wesentlich verändert. Während im Jahre 1910 auf 1000 männliche 1029 weibliche Einwohner entfielen, kamen nach der Zählung von 1919 auf 1000 männliche 1101 weibliche Einwohner. Im Jahre 1926 ergab sich ein Rückgang des Frauenüberschusses; auf 1000 männliche kamen aber noch immer 1072 weibliche Einwohner. Eine natürliche Rückbildung des durch den Krieg verursachten ungewöhnlich hohen Frauenüberschusses wird sich später ganz allmählich ergeben, wenn die Jahrgänge, die auf seiten der Männer durch den Krieg stark gelichtet wurden, auf seiten der Frauen dagegen noch ziemlich vollzählig sind, in die erhöhter Sterblichkeit unterliegenden Altersklassen einrücken. Auch hinsichtlich der Geburtenhäufigkeit hat sich in der Nachkriegszeit das Zahlenverhältnis zugunsten des männlichen Geschlechts etwas verschoben. Während im Durchschnitt der fünf letzten Vorkriegsjahre auf 1000 neugeborene Mädchen 1061 Knaben entfielen, kamen 1919 bis 1927 im Durchschnitt auf 1000 Mädchen 1078 Knaben.

Lustige Rundschau



* **Guter Rat.** „Der Hut ist ja recht jugendlich! Aber haben Sie nicht einen, der noch etwas jünger macht?“ — „Dann nehmen gnädige Frau wohl am besten eine Babykappe!“

* **Das Pumpgenie.** „Sagen Sie mal, lieber Freund, habe ich mir nicht vorige Woche fünfzig Mark von Ihnen geliehen?“ — „Nein!?“ — „Gott ja, ich bin so zerstreut. Könnten Sie sie mir vielleicht jetzt borgen?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg